

Der Wirtschaftler

12000 Mark

Fünfter Jahrgang. — Nummer 32

Montag, den 13. August 1923

Für den Ring herausgegeben von Ed. Stadler

Blockade und Notprogramm.

Rund 500 Männer versammelten sich jetzt wieder in Berlin — sprich Reichstag — und bestätigten die alte Erfahrung, daß nur wenig Vernunft bei den Vätern zu finden ist. Und wiederum hat der Nachfolger zweier Beamtenkanzler, Bethmann und Michaelis, Herr Dr. Cuno, das Wort zur Lage genommen, ohne Entschuldigendes zu sagen. Und wieder hörte das deutsche Volk nicht, wie es um sein Schicksal wirklich steht. Vielmehr wurde ein wohlabgewogenes Programm dargelegt mit nicht allzu viel Aussichten, aber auch wiederum nicht ganz ohne Aussichten. Den Mangel an Linie sollte ein Notprogramm ersetzen, den Blick für die Wirklichkeit erstellte ein Bekenntnis gegen den Wunderglauben, und die staatsmännische Leidenschaft wurde durch starke Worte vertreten. Die Mitte des Reichstages flüchtete, und die Rechte schloß sich an. Die Kommunisten benahmten sich — nun, wie sie sich selber gern nennen, wie Proleten, wenn auch der Vorstoß Köhnen eine gewisse Verständlichkeit besitzt.

Das deutsche Volk ist in Wahrheit blutet, es ist von der Außenwelt abgeschnitten, und über seine letzten Möglichkeiten darf es sich noch darf man ihm Illusionen machen. Was die Währung betrifft, so haben wir eine so gründliche Zerstörung unserer Zahlungsbilanz, auch ganz unabhängig von aller Reparationsleistung, daß aller Selbstbetrug aufhören muß. Dazu kommt, daß die Industrie krank ist, der Handel wuchert. Als einzige Währungsreserve, die ihren Weltwertverwert besitzt, ob sie ausführt oder nicht, bleibt uns das Getreide, während alles Andere, die staatlichen Kreditinstrumente, Papiernoten, aber auch „Goldanleihen“, auf dem Zeichenfeld der Mark liegen und nur eine letzte Stütze vor dem offenen Staatsbankrott bilden. Der Kanzler kündigte aber — zum wievielten Male? — eine neue Unternehmung gegen die Inflation an. Auf Grund wertbeständiger Steuererlöse macht der Finanzfachmann Cuno das Angebot, wertbeständige Zahlungsmittel zu verschaffen, erstens, um die Notenpresse zu entlasten, zweitens, um der Wirtschaft wertbeständige Zahlungsmittel zu verschaffen, drittens, um der Staatshaushalt weiter zu führen. Unter solchem „Notdach“ will der Kanzler den „gesamten Bau erneuern“. Wir stehen dem Kanzler persönlich wahrhaftig nicht feindlich gegenüber, aber es ist schwer, auch diese Versprechungen Cunos noch hinzunehmen, ohne — zu reagieren. Wir wollen kein Notpapierdach, wir wollen ein gesundes Notfundament. Es ist keine Frage, daß solch ein Fundament nicht von einem machtlosen Parlament, nicht von einem bankrotten Staat, sondern allein von einem gesunden Produktionsstande errichtet werden kann.

Inzwischen verlangt der Teil der Bevölkerung, der von einer falsch geführten Volkswirtschaft nicht mehr ernährt werden kann, die Rettung seines nächsten Lebens. Der Kanzler spricht von der — unzweifelhaft — guten Ernte und von der Sicherheit der Einfuhr von Getreide auf „längere Sicht“. Das „Berliner Tageblatt“ brachte folgende blödsinnige Notiz: „Die Dollarschahamweisungen durch Devisen gedeckt. Industrie, Handel und Banken haben es übernommen, der Reichsbank gegen Dollarschahamweisungen 50 Millionen Goldmark in Devisen zur Verfügung zu stellen. Die Devisen werden in der Hauptsache zur Beschaffung notwendiger Lebensmittel, insbesondere von Getreide dienen.“ Wir möchten vom B. T. wissen, wie die Wertbeständigkeit einer Anleihe durch Fette sichergestellt wird. Wie uns gesagt wird, bedeutet diese Wertbeständigkeit eine der letzten Kaufmöglichkeiten der Regierung. Das Fett für 50 Millionen Dollarschahamweisungen reicht nicht auf längere Zeit. Dann muß die neue Goldanleihe Rat schaffen. Wir glauben aber, daß wir auf die Dauer überhaupt nicht mehr Fett kaufen können, wie ja von Anfang an ohne Rücksicht auf volkswirtschaftliche Gesichtspunkte die Einfuhr von Lebensmitteln betrieben worden ist. Hier Rat zu schaffen, wird nur der in der Lage sein, der die Realwerte sicherstellen kann. Amtliche Versprechungen und Parteikompromisse werden von denen, die nicht alle werden, vielleicht auch heute noch geglaubt, aber sie können es eben nicht mehr schaffen!

Der Kanzler hat ein Schlagwort übernommen, das von den „Gelehrten“ durch die „Börsen“ recht beschä-

Aus dem Inhalt:

Blockade und Notprogramm.

Das englische Interesse.

Von Dr. Walther Schotte

Polen und Sinaja.

Von Harry Laeven

Das tausendjährige Frankreich.

Von Dr. Werner Wirths

Von der Mystik.

Von Hans Schwarz

Kritik der Presse.

digst ist, das Wort von der „Steuermoral“. Dr. Cuno dürfte wissen, welche Werte sich am leichtesten aller staatlichen Kontrolle entziehen. Warum wird, anstatt durch parlamentarische Steuerprojekte parlamentarische Scheinkämpfe zu entfachen, die erfahrungsgemäß zu keinen realen Ergebnissen führen, nicht Schluß mit einem von Grund aus falschen Steuersystem gemacht, das mit einem unangemessenen Zentralismus, einem nicht funktionierenden Apparat und seiner durch die Parteiherrschaft bedingten Kompliziertheit längst ebenso abgewirtschaftet ist, wie das Währungssystem des Reiches selber? Warum wird überhaupt nicht der Versuch gemacht, den Staat zu retten, anstatt seine Systeme? Immer weiter doktriert man an verdorrten oder erledigten Funktionen herum. Auch hier kommen wir nicht zu einer Erneuerung von Grund auf. Man unternimmt es auch hier wieder, ein unrealles „Notdach“ über das ganze Unglück zu decken.

„Endgiltige Heilung unserer Finanzen und Währungen ist freilich überhaupt erst möglich, wenn unsere außenpolitische Lage geklärt und die Reparationsfrage in erträglichem Sinne geregelt ist. Das haben wir ausländische Sachverständige, das haben wir selbst unsere gläubigerstaaten bescheinigt.“ So Cuno, der deutsche Reichskanzler. Man begreift, daß ein deutscher Kanzler nicht nur auf die Parteien, sondern auch auf das Ausland, besonders auf die gläubigerstaaten oder richtiger gesagt, Siegerstaaten Rücksicht zu nehmen hat. Warum aber sagt Cuno an anderer Stelle: „Wir stehen allein und müssen und werden uns selbst helfen.“ Ist dies das Wort eines politischen staatsmännischen Kämpfers? Die Worte vom „gewaltlosen“ passiven Widerstand, die Worte über England, das Wort von dem „falschen“, aber vielleicht nicht „aus schlechter Gesinnung“ erwachsenen Gedanken der Verhandlungen mit Frankreich, das Georg Bernhard der bereits als Ritterlichkeit für sich in Anspruch nimmt — alle diese Worte sind so vorsichtig gewählt, daß sie nur gerade an die Grenze führen, hinter der ihr Aussprechen zu einer politischen Tat werden und zu unerbittlichen Konsequenzen führen müßte. Weder wird der Versailler Vertrag, der „als Fluch auf den Völkern Europas lastet“, als eine für Deutschland bindende Verpflichtung abgeschüttelt, noch wird darauf hingewiesen, daß der Kampf einer unterdrückten Nation gegen einen so gewalttätigen Militärstaat wie Frankreich ganz andere Formen annehmen muß, als unser Widerstand unter Wahrung der diplomatischen Verkehrsformen. Nein, im Gegenteil! Cuno vermeidet jede Andeutung, daß unser Widerstand zu einem ersten Volkswiderstand führen, und daß das „Sich-selbst-helfen“ wirkliche Selbsthilfe werden könnte. Wohl spricht der Reichskanzler von Opfern, aber das Schlüsselwort hat der Reichsfinanzminister. Und man versteht, was Opfer bedeuten soll, wenn ein Mann des Verhandels, wie Cuno, ein Mann, der sich selber als ehrbaren Kaufmannspolitiker bezeichnet, die Geschäfte eines Staates führt. Alle seine Sorgen um das Reich laufen letzten Endes auf die Sorge um die Erhaltung des Apparates hinaus und setzen sich nicht um in ein leidenschaftliches Werben um die Seele der Nation. Die „stärkste Regierung,

Das englische Interesse.

Von Walther Schotte.

Der allgemeine Eindruck der englischen Stellungnahme ist auch diesmal in der populären Formel zusammengefaßt worden, daß England schließlich doch wieder „nachgegeben“ habe. Nur fehlt jetzt die vier Jahre lang bis zum Ueberdruß nachgesprochene Erklärung, daß England den deutsch-französischen Konflikt mißbraucht habe, um seine Orientgeschäfte auf Kosten Deutschlands zu machen, daß England die freie Hand im Orient erkaufte habe mit Preisgabe Deutschlands an Frankreich. Statt dessen wird heute mit einiger Unsicherheit erklärt, England sei zur Luft so schwach, daß es einen ernsthaften Konflikt mit Frankreich nicht wagen könne.

Die Tatsache, daß die fast schon obligate Bezugnahme auf die Schwierigkeiten der englischen Orientpolitik diesmal unterbleibt, sollte zu denken geben. Nach unserer hier wiederholt ausgesprochenen Ueberzeugung war diese populäre Interpretation der englischen Politik mehr als oberflächlich, nach dem Frieden von Lausanne ist sie heute so gegenstandslos, daß sie nicht mehr gewagt wird. Die englische Orientpolitik verläuft scheinbar reibungslos. Der Friede von Lausanne ist nicht nur mit der Türkei geschlossen, sondern mit dem Gesamt-Islam. England ist in die Stelle der großen Schutzmacht der muhammedanischen Welt wieder eingerückt. Sein Platz ist dort so gefestigt, daß die Intrigen Frankreichs nicht mehr gefährlich, nur noch Nadelstiche sind, über die man sich nicht mehr aufregt. Und das alles ist erreicht worden ohne Preisgabe irgend eines der großen Heutestücke aus dem Frieden von Sevres. England bleibt in Ägypten, in Arabien und Palästina, bleibt in Mesopotamien. Selbst seine Rohstoffpolitik, für die der Orient steigende Bedeutung bekommen hat, hat keine Abstriche zu erleiden brauchen. Das Geheimnis dieser Erfolge heißt Konstantinopel. Über eben hier in diesem Zentrum von besonderer politischer Empfindlichkeit ist England tatsächlich vor keinem rivalen zurückgewichen. Im Grunde ist weiter nichts geschehen, als die Wiederherstellung des Zustands vor dem Kriege. Die Türkei hat ihre alten Rechte wieder bekommen — um sie für England aufzuheben. Der interimistische Zustand war für England keineswegs erfreulich gewesen. Die interalliierte Beherrschung Konstantinopels war ein Sammelsurium internationaler Schwierigkeiten, die durch die Wiedereröffnung der Türkei nunmehr so gut wie behoben sind. Die neue Herrschaft der Türken ist außerdem weit weniger präfer als vor dem Kriege. Weder von Rußland noch von Deutschland droht irgend eine Gefahr. Gegenüber Frankreich und dem mit ihm verbündeten Balkan aber sind die Türken ganz auf die englische Politik angewiesen.

Der Friede von Lausanne schloß eine Politik ab, deren zeitgemäße Wendung schon auf der ersten Konferenz vom Spätherbst 1922 erkenntlich war und die bis zur zweiten Lausanner Tagung so energisch und dabei doch diskret geführt worden ist, daß der Frieden eine volle, reife Ernte in die Scheuern brachte. Was immer gegen Curzon und die englische Diplomatie von heute gesagt werden mag, das dürfte durch diesen weltgeschichtlichen Erfolg entkräftet werden. Wir haben den Eindruck, daß Lord Curzon der einzige Staatsmann großen Formats heute in der Welt ist, der raum- und machtpolitisch auf lange Zeit zu denken und zu handeln vermag. In dieser Beurteilung stören uns auch nicht englische Stimmen, die Lord Curzon einen pedantischen und beschränkten überalterten Staatsmann schelten. Vielmehr glauben wir, daß auch die City das politische Urteil verloren hat und dem Weltwahn verfallen ist, als ließe sich das durch den Krieg aus den Fugen ge-

die möglich ist“ stützt sich eben auf Parteien, die alle mehr oder weniger mitschuldig am deutschen Unglücke gewesen sind. Kein Mut hier, und keine Klarheit! Auch bei unsern Freunden vermischen wir den Willen zum staatsmännischen Wollen. Das Land wartet auf ein wirkliches Notprogramm. Die Blockade wirkt. Das Gebäude des Staates wankt. Wir aber haben nur die Möglichkeit, dem Untergange des österreichischen Staates zu folgen, was zum unvermeidlichen Auseinanderfallen des Reiches führt, oder aber: willkürlich eine Erneuerung des Ganzen zu betreiben, die von einer durch die Blockade automatisch geschaffenen Vormachtstellung im Staate ausgeht.

brachte Europa durch wirtschaftliche Einstellung und ökonomische Abschlüsse wieder einzelen. Es ist wohl überflüssig, zu betonen, daß diese Einschränkung des Staatsmannes keineswegs identisch ist mit irgend einem Vertrauen auf Hilfe für Deutschland aus seiner Politik. Im Gegenteil! Wenn der alte konservative Lord überhaupt einer Gefühlserregung in außenpolitischen Fragen nachzugehen in Gefahr sein sollte, so fürchten wir, daß eine alte Deutschenfeindschaft ihn bestimmen könnte.

Über es ist besser, statt an solche Ermahnungen zu denken, sich den großen Plan der Politik Lord Curzons zu vergegenwärtigen und auf die Schwierigkeiten zu achten. Die seiner Politik innen- und außenpolitisch entstehen. Dann wäre man wenigstens in der Lage, sich zu schützen und in irgendeiner Weise auf diese Politik zu reagieren, um auf ihren Wegen einen Vorteil für Deutschland mit zu finden.

Hier ist das Bild der großen indischen Konzeption Lord Curzons gezeichnet worden, die durch den Diktatorismus Lloyd Georges so empfindlich gestört wurde. Lord Curzon sieht nach der Emanzipation der Dominions nur in Indien die Basis der Vorherrschaft Großbritanniens in der angelfächischen Welt: er erkennt Indien als die Festung, von der aus der Kampf um die Vorherrschaft der angelfächischen Rasse in den großen Ozeanen ausgeführt werden wird. Seit vierzig Jahren ist seine Politik darauf angelegt, das kaiserliche Indien durch Volkswerte gegen das Vordringen jeder zweiten europäisch-asiatischen Weltmacht zu schützen und den Orient als Brücke nach Indien für England frei zu halten. Niemals hätte er die plumpen Eroberermethoden Lloyd Georges von sich aus empfohlen. Er ging nach Downingstreet schon 1919, um die bösen Folgen des Weltkrieges von Sevres auszugleichen. Seine Hauptfrage war, den Islam zu befrieden, der rings um die Küsten des indischen Ozeans Großbritanniens vornehmster Agent und Klient war und ist. Das ist ihm gelungen. Es bleibt die größere Aufgabe, die militärisch-politische Herrschaft über den alten und neuen Kolonialbesitz so zu festigen, daß England die Führung der angelfächischen Rasse friedlich und unbestritten zu fällt, um überhaupt Fragen letzter Entscheidung, wie sie in der asiatischen Welt beschlossen sind, anschnellen zu können.

Wenn Lord Curzon von diesen Aspekten auf Europa zurückblickt, so wünscht er hier ganz gewiß ein Gleichgewicht der Kräfte wiederhergestellt zu sehen, das Europa in Frieden hielt, zugleich aber in sich selbst beschäftigte und verhinderte, die Wege der englischen Politik zu kreuzen. Nun ist aber die Verontierung Europas durch Krieg und Friedensschlüsse so groß, daß das Gleichgewicht überhaupt unwiderherstellbar erscheint und der englische Politiker nur zu wählen hat zwischen der schon vorhandenen Hegemonie Frankreichs oder einem neuen Weltkrieg, um diese zu stürzen: über dem Zusammenbruch Frankreichs würde sich aber die deutsche Rasse wahrscheinlich triumphierend erheben.

Es ist ohne weiteres klar, daß Lord Curzon, der den Weltkrieg für notwendig gehalten hat, und führend war in jener Einfreisungspolitik gegen die deutsche Weltmacht, jetzt nicht seine Politik von zwanzig Jahren

revidieren wird, im Deutschland gegen Frankreich zur Freiheit zu verblassen. Er begnügte sich mit jenen kleinen Mitteln der Diplomatie, die ohne die letzte Konsequenz angerufen werden können, um dem französischen Imperialismus Schwierigkeiten zu bereiten. Das geschah und geschieht vor allen Dingen propagandistisch, wie denn Lord Curzon einer der ersten gewesen ist, die den Vertrag von Versailles als Gewalttat öffentlich angeklagt haben. Wiederholt habe ich auf die propagandistische Tendenz englischer Politiker, die an der Isolierung Frankreichs arbeiteten, hingewiesen, und bin auch heute noch überzeugt, daß vom englischen Standpunkte die Methoden Lord Curzons keineswegs ansichtslos sind, den französischen Imperialismus einzukreisen. Zumal, wenn England seine eigenen Neigungsfächen vermindert und die nationalen Gegensätze im Mittelmeergebiet, in Mitteleuropa und im Osten gegen das französische System auszuspielen weiß. Lord Curzon hat in dieser Richtung eine gesteigerte Aktivität entwickelt und zweifellos Erfolge gehabt, deren Grenzen nicht überschritten werden können, sobald die Politik gegen Frankreich mit der deutschen Frage die Weltkriegsgefahr anrührt. Dieser Eventualität gegenüber wird Lord Curzon solange geneigt sein nachzugeben, als nicht durch deutschen Willen eine Bewegung entsteht, welche die größten Veränderungen in Europa nach sich ziehen kann. Nachdem aber dieser Wille fehlt, hat Lord Curzon seinerseits keine Veranlassung, das Verhältnis zu Frankreich zu überanfragen. Seine Hauptfrage war darum, die englische Politik in der Ruhrfrage undurchsichtig zu machen, um aus der schließlichen Verständigung mit Frankreich nicht einen Verlust an englischem Prestige zu erleiden.

Wochenchronik.

Präsident Harding veröffentlicht eine Rede, in der er die Washingtoner Konferenz eine bemerkenswerte Tat nennt, England lobt, weil es seine Schulden bezahle, und Rußland angriff, dessen bolschewistische Politik kein redlicher Mensch billigen könne. — Präsident Harding stirbt. — Sein Nachfolger heißt Coolidge.

Macdonald sagt im Unterhause, es sei jetzt erkannt, daß Frankreich keine Reparationen anstrebe, sondern an der Ruhr den Weltkrieg fortsetze. — Baldwin spricht in einem Schlusswort von den europäischen Wunden, die nicht geheilt, sondern willentlich offen gehalten würden.

Bilfinger warnt in Frankreich vor einer Hoffnung auf die deutsche Katastrophe und kündigt den Franzosen den Kampf bis zum Neujahr an. — Keynes richtet in der „Times“ an Baldwin die Frage, ob er sich der Verantwortung bewußt sei, die er mit seinem Rat zur Aufhebung des passiven Widerstandes übernommen habe.

Die Reichsregierung gibt den Devisenhandel frei. Der Wert des Dollars erreicht die sechste Papiermarkmilien.

Die französische Regierung veröffentlicht ihre nach England gerichteten Instruktionen und Noten, in denen sie antwortet, indem sie Antworten anweist. — Die brüsseler Regierung veröffentlicht ihre Dokumente, die den von dem französischen Standpunkte abweichenden belgischen Standpunkt deutlich machen. — Italien möchte ein Sonderabkommen in der Schuldenfrage treffen.

In Düsseldorf führt eine Handgranate die französische Wackelparade. — Ein belgischer General kündigt Maschinengewehrfeuer auf deutsche Ortschaften, der französische Oberkommandierende die Fernbeschießung der Städte an.

Die Interalliierte Rheinlandkommission verbietet für den deutschen Verfassungstag jede Beschlagnahme und jede öffentliche Kundgebung. — Cuno richtet an den Deutschen Reichstag die Frage, ob die Welt sich im Angesicht der französischen Ruhrpolitik darüber wundern könne, wenn zwischen Nationalisten und Kommunisten wertwürdige Gedankenverbindungen zu lassen beginnen.

distisch, wie denn Lord Curzon einer der ersten gewesen ist, die den Vertrag von Versailles als Gewalttat öffentlich angeklagt haben. Wiederholt habe ich auf die propagandistische Tendenz englischer Politiker, die an der Isolierung Frankreichs arbeiteten, hingewiesen, und bin auch heute noch überzeugt, daß vom englischen Standpunkte die Methoden Lord Curzons keineswegs ansichtslos sind, den französischen Imperialismus einzukreisen. Zumal, wenn England seine eigenen Neigungsfächen vermindert und die nationalen Gegensätze im Mittelmeergebiet, in Mitteleuropa und im Osten gegen das französische System auszuspielen weiß. Lord Curzon hat in dieser Richtung eine gesteigerte Aktivität entwickelt und zweifellos Erfolge gehabt, deren Grenzen nicht überschritten werden können, sobald die Politik gegen Frankreich mit der deutschen Frage die Weltkriegsgefahr anrührt. Dieser Eventualität gegenüber wird Lord Curzon solange geneigt sein nachzugeben, als nicht durch deutschen Willen eine Bewegung entsteht, welche die größten Veränderungen in Europa nach sich ziehen kann. Nachdem aber dieser Wille fehlt, hat Lord Curzon seinerseits keine Veranlassung, das Verhältnis zu Frankreich zu überanfragen. Seine Hauptfrage war darum, die englische Politik in der Ruhrfrage undurchsichtig zu machen, um aus der schließlichen Verständigung mit Frankreich nicht einen Verlust an englischem Prestige zu erleiden.

Dieses hinhaltende Verfahren des englischen Außenministers wurde diesmal geführt durch zwei einander gegenfällige Kräfte, auf der einen Seite durch die sogenannten Harde — die Unentwegten — welche die Propagandisten des Krieges gegen Deutschland waren, und heute noch eine große Anhängerzahl im Parlament durch ihre Presse „Daily Mail“ und „Morning Post“ führen. Auf der anderen Seite durch die City, die diesmal außer auf die Jung-Konservativen auch auf die Nationalliberalen und die gesamte Opposition zählen darf und deren Exponent der unionistische Ministerpräsident selbst ist. Die Opposition der Harde aber muß Baldwin in seinem eigenen Kabinett ausgleichen, in dem als Vertreter der rechtsradikalen Deutschenfresser Lord Derby als Kriegsminister, Neville Chamberlain als Wohlfahrtsminister und Umerey als Wohnungsminister sitzen.

Stanley Baldwins Politik ist ganz von der Sorge um den europäischen Markt beherrscht, den der französische Imperialismus zerstört. Aber auch er will keinen Krieg, der ja das wirtschaftliche Chaos nur vergrößern müßte. Ebenfalls wünscht Baldwin eine Wiedererhebung Deutschlands, sondern steht ganz in den Intentionen der Entente aus dem Kriege, die eine gemeinsame Neutralisierung Deutschlands anstrebte. Sein Vorschlag einer Finanzkontrolle über Deutschland nach ägyptischem Muster bereift seine Ablehnung jeder Wendung, durch die die Souveränität Deutschlands wiederhergestellt werden könnte. Auf der anderen Seite will Baldwin Frankreich von seiner isolierten Aktion an der Ruhr unter allen Umständen zurückzwingen. Er war es, der Curzon drängte, schärfere Mittel gegen Frankreich anzuwenden. Von ihm stammt der wohl

Eben darum folgen die Zeiten aufeinander, damit in allen ecke, was in keiner einzelnen mäßig ist, damit die ganze Külle des dem menschlichen Geschlechte von der Gottheit eingehauchten geistigen Lebens in der Reihe der Jahrhunderte zutage komme.

Ranke.

Von der Mystik.

Von Hans Schwarz.

Es gehört in diesen Zeiten wieder zur Mode, von der Mystik und ihr verwandten Dingen zu reden. Das Okulte, das Theosophische, die Geheimlehren überhaupt erfreuen sich weitestverbreiteter Verbreitung, und wenn man die Gegenwart auch nicht wundergläubig nennen kann, so darf man sie doch wunderbarlich heißen. Der Aberglaube hat eine neue Blüte erfahren, und der Spiegel moderner Literatur blendet von Ueberfinglichkeiten und Phantasie, die sich willig über den fahlen und täglich rationaleren Verlauf des Alltags mit seinen Kämpfen legen. Je mehr die Zeitseelen aus äußerer und innerer Not sich an Zahl und Mechanismus verkaufen mußte, um so inbrünstiger strebt sie in die seltsamen Gefilde wunderbarer Widersinnigkeiten, die nahe an die Bezirke der Kindheit zurückführen und um so spannender sind, als sie sich für gewöhnlich weder erschließen noch organisieren lassen.

Was durch das Leben der frühen Romantiker als sagenhafte blaue Blume strahlte, was letzte unaussprechbare Fülle der Gesichte und Ahnung überfinstlicher Wesenheiten war, die dem quellenden Reichtum irdischer Gefilde das Gleichgewicht hielten und die schaukelnde Totalität des Weltempfindens klingend bekräftigten, das ist heute ein Drängen der Not geworden. Dadurch rückt die neue Mystik aus dem literarisch-romantischen Kreise über die Forderung der Aesthetik hinaus in das ethische Bedürfnis der Allgemeinheit, aus der schwärmenden Sehnsucht ist eine leidende geworden, die ihre Bestätigung von Himmel und Erde sucht, die Armut revolutioniert und Bildung bezweifelt. Man kann an ihr nicht mehr vorbeigehen, noch in den trübsten Stunden des täglichen Lebens leuchtet ein schwacher Abglanz, der das Herz auf sie zurückleitet.

Über gerade ihre Doppelgesichtigkeit macht sie gefährlich. Sie ist ihrem Aufstiegen nach allgemein, aber dem Leben nach etwas Einfames, das sich der zergliedernden Betrachtung am liebsten entzieht, den Mythen unmittelbar und ohne Bildung seinem Erleben gegenüberstellt und statt der Gemeinschaft, die man erwarten sollte, kleine und womöglich erklüftete Kreise schafft. So erleichtert sie dem deutschen Charakter eine Selbstüberlassenheit, zu der er eine verhängnisvolle Neigung mitbringt, oder stärkt ihn nach der Seite halb überheblichen, halb übernationalen Egoismus, zu dem er von Haus aus leider nicht weniger veranlagt ist. Diese Beobachtung erfordert freilich die Einschränk-

fung, daß die nur auflösenden Kräfte der mystischen Bewegung bisher nur in den an sich schon sektiererischen protestantischen und freidenkerischen Schichten beobachtet werden konnten, während sie in katholischen Kreisen in eine zusammenfassende kirchliche Strömung einlenkte, die alte Symbole mit aller Schönheit der Lebenswahrheit durchbluten müßte.

So zeigt sich denn, daß die Mystik der strengerer Sucht und der Verklärung großer und umspannender Formen bedarf, wenn sie das Recht erwerben will, am Aufbau unserer Zeit zu helfen und unserer Seele das Gleichgewicht zurückzugeben. Und damit wird sie erst zu einem schweren Problem, das mit Programmen und ähnlichen Auswüchsen des Intellektualismus nicht zu lösen ist, von der praktischen Haltung ausgeht und dem durch Klarheit der Anschauung begegnet werden muß.

Was man im gewöhnlichen Sinne mit Mystik bezeichnet, ist etwas Halbdunkles, und wie alles dieser Art soll es ein Ausruhen und Offenbaren sein, während es genauer Betrachtung nicht standhält, sondern sich in Erschlaffung und Verschwonnenheit verliert. Als Pausen mögen für überanstrengte Gemüter solche Zeiten vorübergehend von Vorteil sein, aber sobald sie kultiviert werden, um „zellenbildend“ zu sein und neue Bewußtseinsstufen zu erschließen, mühen sie die Wirklichkeit, was dem Künstler allenfalls helfen, dem politischen Menschen aber, wie er Tagesforderung geworden ist, schaden wird. Der Bestand ist kein Gegner der Mystik, wird er aber gegenfällig zu ihr empfunden, verträgt ihre Sphäre nicht seine ordnende und wertende Tätigkeit und will doch dabei eine Bewußtheit in dieser oder jener Richtung pflegen, so wird sie dünn und trübe, und da ihr daran liegen muß, sich möglichst ungeführt in der Klarheit zu erhalten, so wird sich ihr der Pazifismus politisch gern zugesellen.

Den populären Begriff dieser in sich ungesunden Mystik haben die Zeiten schließlichen deutschen Mittelalters nicht gekannt. Sie hatten nicht nötig, mystisch zu werden, dem Verstand durch Überfeinerung zu entgehen oder der Natur durch rationale Bewußtheit und Entfaltung einer dadurch bestimmten Willensstärke zu neuen Möglichkeiten zu verhelfen. Ihre Einstellung war ausschließlich religiös, und will man die Ziele der Mystiker in wenige Worte fassen, so suchen sie das Verhältnis von Ich und Welt, das ihnen immer nur das von Seele zu Gott sein konnte. Sie suchten es auf dem Wege der forschenden Betrachtung mit dem bescheidenen Bewußtsein, daß von der höchsten Stufe der Erkenntnis ratio die Erleuchtung zur reinen Anschauung weiterführen müsse. Sie gerieten auf diesen Weg, weil die kirchliche Lehre nicht mehr den Forderungen der Zeit zu entsprechen schien, weil „die Seelen erwachten“, und wenn sie auch nicht gegen die Kirche sich zu wenden wagten, so rangen sie doch um Freiheit und waren heimliche Revolutionäre des Glaubens, die nicht selten von den Klerikern verfolgt und bestraft wurden. Man kann sie in verschiedene Stufen teilen. Auf der niederen stehen die nur Besessenen, die in Gesichten und Entzückungen das unaussprechliche Glück der überfinstlichen

Bereinigung mit Gott unter Stammeln aus sich austreten. Die Gipfel halten sich von diesen Erkrankungen fern, die erst unserer absteigenden und erschöpften Nachkriegszeit, der vor ihrer eigenen Organisationslosigkeit zu grauen beginnt, wieder als notwendige Offenbarungen erscheinen. Die großen deutschen Mystiker haben sich von diesen Ueberwältigungen der Schwäche ferngehalten. Sie lernen von Augustinus und Thomas von Aquino die Kraft des Denkvermögens und die Grenze ehren, bei der das Denken sich bescheidet und hinter der es nur noch Erkenntnis gibt, die dem stillen und in Andacht versammelten Herzen aufgeschlossen werden.

Für das allgemeine Bewußtsein bedeutete diese Arbeit nichts anderes als Wegbereitung für die Reformation und Ringen um die schweren Fragen moderner Erkenntnistheorie. Da sie der Vernunft gegenüber dem Treiben der älteren Scholastik, eine größere und geachtete Bedeutung einräumte, so war sie eher rational als „mystisch“ im populären Sinne bestimmt, und manchen mag es enttäuschen, daß sie das heimelige Dämmerlicht einer falschen Romantik nicht aufgesucht hat. Ihr Tun ist wie alles Suchen nach Wahrheit durchaus kritisch eingestellt, und die Gebundenheit, die sie sich durch Selbstbescheidung auferlegte, war mehr Schein vor einem Sturz in das Nichts und Ehrwürde vor den großen Sinnbildern des Seins als visionäre Bedrängnis, die die Vernunft verachtet hätte. Man gewinnt auch kein anderes Bild, wenn man sie Gotter des Geistes nennt. Wir haben mindestens kunstgeschichtlich die geistige Epoche mittlerweile als eine Auflösungsperiode erkennen müssen, als die erste von Bedeutung in der deutschen Geschichte, die wir verfolgen können, und rein historisch ist Auflösung ohne rationalistische Elemente nicht zu denken. Das Erwachen der Seele, und wie die Schlagworte heißen, bedeutet geschichtlich immer den Uebergang aus dem Gemeinschaftsgedanken in die Individuation und bei der westabgekehrten Eigenart der Mystik, die starke Einkehr des Individuums in sich voraussetzt, mußte die Kirche sich gegen ihre Ausbreitung wehren, die an der Lehre herumtastete und der das Erleben alles war.

Man ermit an diesen kurzen Ausführungen, warum wir zu Anfang von den Gefahren der Mystik sprechen konnten, die sich der regelnden Aufsicht entzieht. Sie kann selbst da, wo sie den Umweg durch das Erotische macht, nur immer ein religiöses Problem sein, aber es ist noch nicht genügend erkannt, daß sich die religiösen Probleme von den politischen Erscheinungen nicht abtrennen lassen. Unser Denken ist im Durchschnitt oberflächlich, sobald es auf diese Fragen stößt. Durch Unterricht und Erziehung haben wir uns gewöhnt, religiös mit kirchlich viel zu oft zu vermengen, und die Protestanten unter den Gebildeten, die ein gesundes Verhältnis zur Mystik haben, müssen vom religiösen Leben der Zeit zu wenig, um es in politische Erkenntnisse umzusetzen. Der Katholik pflegt hierin reifer zu sein, aber seine politischen Erkenntnisse ordnen sich vorläufig noch zu oft nach überholten Orientierungen, und die mystische Erneuerung, von der es in der katholischen Künsterchaft und in der katholischen Ju-

auf Curzons Mentalität berechnete wiederholte Hinweis, daß der Zusammenbruch des europäischen Marktes auch den Export Indiens ruinieren müsse, und damit der englischen Politik die traditionellen Mittel nehmen würde, durch die sie das Kolonialreich friedlich beherrschte. Curzon dürfte erwidert haben, daß die Wirtschaft nicht das einzige Mittel sei, die Kolonialherrschaft zu erhalten, und daß Europas langsame Verbrennen zwar Rauch verursache, aber noch keine Feuergefahr für die größte Seemacht der Welt sei. Wenn die Weltwirtschaft in Europa zusammenbricht, werden auf dem Kontinent Menschen überflüssig sein, die so lange in Hungerrevolten und Kriegen sich gegenseitig vernichten werden, bis die isolierte überseeische Welt sich in sich selbst geordnet hat, um dann sehr zu ihrem Vorteil das erschöpfte Europa von seinem Menschenüberfluß befreien und erlösen zu können.

Ob nun solche Ideen ausgesprochen und bestimmt werden sein mögen oder nicht, jedenfalls hat Curzon über Baldwin geredet, und es wird bei seiner langjährigen Politik der Propaganda gegen Frankreich und der Stärkung seines Systems bleiben, wenn nicht die Herde im letzten Augenblick mit ihrer Gefühlspolitik Erfolg haben. Kommen jetzt die Harde über eine Machtpolitik aus, dann gibt es noch einmal eine Entente Cordiale mit Frankreich gegen Deutschland, oder doch eine Politik der Zurückhaltung gegenüber Frankreich, die Poincaré die Bahn freigibt, um den Kontinent dem französischen Imperialismus zu unterwerfen. Wie lange sich die Harde gegen eine beträchtliche Opposition behaupten können, ist freilich eine andere Frage, die nicht zuletzt durch die Haltung des deutschen Volkes mitentschieden wird.

Die Politik Curzons „mit“ England ist, wie der von Baldwin verratene Finanzplan beweist, völlig gescheitert. Sie war ideenlos und passiv und duldete die Voraussetzung, die Stanley Baldwin stillschweigend gemacht hat, daß Deutschland durch die wiederhergestellte Entente neutralisiert werde.

Die Politik unserer Defätisten, die sich Frankreich in die Arme werfen, wird auch den Harde zum Erfolg verhelfen.

In diesem oder in jenem Falle erleben wir das gleiche Schicksal: Hungerrevolten, Bürgerkrieg, Okkupation fremder Mächte! Und das so lange, bis eine nationale Revolution sich durchsetzt.

Polen und Sinaja.

Von Harry Lucien.

Beim Durchsehen der Tagesordnung der jüngstvergangenen Konferenz der Kleinen Entente gewinnt man den Eindruck, als ob es sich hier um eine der üblichen belanglosen Ministerzusammenkünfte handelte, mit denen wir in den letzten Jahren so reichlich beglückt wurden. Aber der Tagungsplan gewinnt an Bedeutung, so wie man ihm die Punkte hinzufügt, die nach dem amtlichen Kommuniqué „nicht verhandelt“ wurden. Das sind die Frage des Eintritts Polens in die kleine

Entente und die der Stellung der Kleinen Entente zu Rußland. Die „Prager Presse“ selbst war so offen, zuzugeben, daß die amtliche Feststellung keineswegs bedeutete, daß diese Fragen nicht ernsthaft geprüft wurden. Wir dürfen sogar annehmen, daß die Erörterung hierüber neben der ungarischen Angelegenheit, über die sich abschließend noch nicht urteilen läßt, den Schwerpunkt der Verhandlungen gebildet haben. Der tschechisch-polnische Gegensatz war ja überhaupt die Veranlassung zur Einberufung der Konferenz gewesen.

Bei den Auseinandersetzungen zwischen Polen und der Tschechoslowakei muß man sich vor Augen halten, daß es sich in allen Fällen letzten Endes um die Frage der Führung in den Mandatstaaten handelt und daher der Streit um das strategisch wichtige Jaworschina Gebiet, um Teschen oder um die polnische Minderheit eine Bedeutung gewinnt, die ihm an und für sich nicht zukommt. Frankreich hat die Führung der Mandatstaatenpolitik Polen zugedacht, das nach dem französischen Lieblingspläne das Mittelglied des Staatenbundes „von der Ostsee bis zum Balkan“ bilden soll. Die Tschechi kräufelt sich gegen eine solche Zurücksetzung, da sie an der Spitze der Kleinen Entente selber den Ehrgeiz hat, die Führerrolle im Osten zu übernehmen. Aus diesem Grunde hat sie auch die Auflockerung des französischen Bündnisystems und die Zunahme des englischen und italienischen Einflusses nicht ungerne gesehen. Der Niedergang der französischen Macht in Osteuropa ist eine Tatsache, die wir etwa seit dem bulgarischen Umsturz Schritt für Schritt verfolgen können. Es widerspricht dem nur die jüngste Entwicklung in Polen: Der Sturz Bilinski ist der letzte Triumph der französischen Ostpolitik. Nicht nur wurde die polnische Armee nunmehr widerstandslos dem französischen Einfluß ausgeliefert, sondern das neue chawinskijsche Kabinett wandte auf höhere pariser Weisung hin seine Front scharf gegen Deutschland. Die Feindschaft gegen Rußland schien demgegenüber in den Hintergrund zu treten. Der rumänische Königsbesuch in Warschau in der zweiten Junihälfte war offenbar aus Sorge um den Fortbestand der polnisch-rumänischen Verteidigungseinstellung gegen Rußland erfolgt. Es ist möglich, daß Polen seine Stellungnahme abhängig gemacht hat von der Haltung Rumäniens im tschechisch-polnischen Konflikt. Jedenfalls hat der rumänische Außenminister Tica nach dem warschauer Besuch die Anregung zur Konferenz gegeben, wobei man damals an eine Teilnahme oder mindestens eine Ausdrucksfrage über die Möglichkeit des Beitritts Polens dachte und Rumänien die Rolle des Vermittlers zwischen der Tschechoslowakei und Polen spielen sollte. Dabei war von vornherein klar, daß es aussichtslos war, die tragenden polnischen Gegensätze auf diese Weise zu beseitigen. Um so erstaunlicher war, in wie starkem Maße die Deffektivität vor der Konferenz die Aufnahme Polens in die kleine Entente fast als eine Selbstverständlichkeit betrachtete. Dies gilt nicht nur für die polnischen Zeitungen, sondern auch für maßgebende tschechische Blätter und die großen internationalen Organe, soweit sie sich mit der Frage beschäftigten, ganz abgesehen von der reichsdeutschen Presse, die ihre große Kenntnis in außenpolitischen Fragen wieder mal dadurch bewies, daß sie häufig Polen und Griechenland schon mit zur Kleinen Entente rechnete.

Es kam aber anders. Unmittelbar vor der Reise Benesch nach Paris und London gab die polnische Regierung halbamtlich bekannt, daß Polen nicht an der Konferenz teilnehmen werde. Vermutlich haben tschechisch-polnische Verhandlungen über Bukarest zu einem negativen Ergebnis geführt und diese Erklärung veranlaßt. Damit war die polnische Frage für die Konferenz eigentlich erledigt. Polen wollte sich aber damit nicht zufrieden geben, und so entsandte es — ganz inoffiziell — den prager polnischen Gesandten nach Sinaja, der dort, ein himmelhohes Verlangen, zusammen mit dem französischen Senator Louvenel vor verschlossenen Türen lauschen mußte. Beide konnten nur eine neue Festigung der Kleinen Entente und eine Stärkung ihres Selbstbewußtseins wahrnehmen. Benesch gelang es, auch Rumänien gänzlich zum Anschluß an seine Politik zu bringen und sich Polen gegenüber freie Hand zu sichern. Ueber die in Sinaja beschlossene Linie gegen Polen gibt ein Artikel des Benesch'schen „Gesetz Stomo“ lehrreichen Aufschluß, der betont, die kleine Entente habe keine Veranlassung, ihre Grundlage auf dem Pakt des polnisch-russischen Vertrages aufzubauen. Es sei vollkommen ausgeschlossen, daß sie deswegen Verbindlichkeiten übernehme, da selbst die Großmächte nicht gewillt seien, sich zum Schutze der polnischen Ostgrenze zu verpflichten, trotzdem diese Großmächte „gegen wirtschaftliche und andere Forderungen von Seiten Polens“ die polnischen Grenzen in Ostgalizien anerkannt hätten. Der erste Blick zeigt schon, daß diese Grenzen in dem jetzigen Umfange nicht haltbar seien. Polen könne aber nicht verlangen, daß andere Staaten, welche an der Festsetzung der russisch-polnischen Grenze keine Schuld trügen und auch keinerlei Interessen hätten, die Gefahr kriegerischer Verwickelungen auf sich nähmen, um so weniger, als hier militärische Verwickelungen mit einem Volke drohten, mit dem die Tschechen absolut keinen Konflikt zu haben wünschten. Das tschechische Volk sei wahrhaft russophil und wünsche sich mit keinem Lande zu verbinden, das dem russischen Reiche Weiskrußland und andere russische Landstriche entreiße. Dies sei eine Tatsache, mit der jede tschechische Außenpolitik rechnen müsse. Eine deutlichere Abgabe konnte der „Gesetz Stomo“ nicht erteilen, und alle offiziellen Beteuerungen von „gemeinsamen Interessen“ werden durch sie lächerlich gemacht. Man kann zwei Staaten nicht gut zu einem Bündnis veranlassen von denen der eine nicht einmal die Integrität des anderen anerkennen will und sich mit dessen schlimmstem Feinde solidarisch erklärt. Die kommende Sejmdebatte über Jaworschina wird die Antwort der polnischen Regierung auf diese tschechische Herausforderung bringen. Die Entscheidung über die Jaworschina-Angelegenheit, die sich für die beiden Staaten zu einer Preisfrage ersten Ranges entwickelt hat, ist durch die Ueberweisung an den Völkerbundsrat aufs neue um ein bis zwei Jahre hinausgeschoben worden, eine Zeit, in der das Gebiet weiter von der Tschechoslowakei besetzt bleiben, und die Feindschaft zwischen Tschechen und Polen ungehindert fortgesetzt werden

wird. Polen sucht sich dafür zu rächen durch die Stärkung der slowakischen Autonomiebestrebung. Die Reife des Professors Tuka als Abgesandter der slowakischen Volkspartei nach Paris ist im gegemörtigen Augenblick sicher nicht ohne polnische Anregung zu Stande gekommen. Das alles sind Anzeichen dafür, daß der Gegensatz zwischen Polen und der Tschechoslowakei in der nächsten Zeit bedeutende Verschärfung erfahren wird und nicht im Sinne der französischen Politik „überbrückt“ werden kann.

Die Behandlung Polens in Sinaja ist also gleichzeitig ein Schlag gegen Frankreich und ein Zeichen für das Bestreben der Kleinen Entente, sich von der französischen Bevormundung zu befreien. Benesch hat in London von den Staaten der Kleinen Entente als „den verantwortlichen Kreisen in Mitteleuropa“ gesprochen. Der amtliche tschechische Kommentar zu Sinaja hebt hervor, daß die kleine Entente sich bewußt sei, daß sie angesichts der westeuropäischen Verwickelungen eines Tages berufen sein könnte, sich für die Wahrung der durch den Friedensvertrag geschaffenen Lage allein einzusetzen zu müssen. Wir wissen, daß die kleine Entente immer nur in Anlehnung an große Mächte Politik treiben kann und daß, falls sie den Sturz Frankreichs überlebt, die „verantwortlichen Kreise Mitteleuropas“ Schutz bei Deutschland werden suchen müssen. Zielsetzt ist aus dem Gefühl, daß der gegenwärtige europäische Zustand nicht von Dauer sein kann, die scharfe Diskantierung von der franco-polnischen Politik zu erklären. Frankreichs Stellung im Osten ist erschüttert, und Herr Louvenel muß im „Matin“ seine Verfeinerung mit der faden Versicherung trösten, daß die Tage in Sinaja für die Sache des Weltfriedens und der bestehenden Verträge nicht verloren sein würden, wenn — ja, wenn die kleine Entente mit Polen zusammenginge. Polen aber wird seinen Weg gegen die kleine Entente gehen müssen.

Am 24. Mai tief Poincaré in der Deputiertenkammer aus: „Man klagt unseren Imperialismus an. Wann jemals haben wir unser Gebiet zu vergrößern gewünscht? Wann jemals haben wir daran gedacht, die Freiheit eines Volkes anzutasten oder ein Gebiet gegen den Willen seiner Bevölkerung zu beanspruchen?“ Die Deputierten jauchzten Beifall. Die französische Rentnerseele schwoll im Gefühl ihrer Uneigennützigkeit. Poincaré dekretierte: Es gibt keinen französischen Imperialismus, es hat ihn niemals gegeben. Poincaré aber ist die Wahrheit. Darum glaubt, Völker Europas!

Der französische Unschuldgesang vom angegriffenen Frankreich und seiner ewigen Bedrohung durch die bösen Deutschen, dem die Welt unter dem atmosphärischen Druck angelächlicher Propaganda nicht so hingegenüber zu lauschen wußte, hat im Versailler Diktat seinen Zweck erfüllt. Aber nach einem geschichtlichen Geschehe, das von keiner Propaganda außer Kraft gesetzt werden kann, hat noch jede Niederlage Deutschlands zu einer Niederlage Europas geführt. Und eine tausendjährige Geschichte offenbart, was noch jede französische Hegemonie über Mitteleuropa für den Frieden Gesamt Europas bedeutet hat. Den Ablauf dieser tausend Jahre hat jetzt Professor Dr. M. Biegel in zehn Karten dargestellt („Frankreichs Länderraub seit tausend Jahren“, Verlag des Deutschen Schulbundes). Ein köstliches, wissenschaftliches Werk, das die gegebenen Tatsachen der Geschichte in die europäische Staatenkarte einzeichnet. Aber das nächste Schicksal dieser geographischen Aufzeichnungen zerreißt endgültig das französische Lügengewebe von der deutschen Bedrohung des friedlichen Frankreichs.

Das tausendjährige Frankreich.

Von Karte zu Karte vergrößert sich der dunkle Raum zwischen ihm und den es östlich begrenzenden Ländern: planmäßig schiebt sich das friedliche Frankreich seit 925 nach Osten gegen Europa vor, immer von Neuem rein germanisches Land sich einverleibend, bis Mikhelien das Streben nach der Rheingrenze zum ersten Male erfüllt. Schaut in die Karten: der dreißigjährige Krieg, Ludwig XIV., die französische Revolution, Napoleon — immer ist Deutschland und Europa, das von ihm nicht zu trennen ist, der Sammelpfad der französischen Soldateska. Wirklichkeit ist stärker als Propaganda. Auch der Redner Poincaré muß gegenüber diesem Tatsachenmaterial versagen, das klar und eindeutig beweist, wie seit der Teilung des frankisch-karolingischen Reiches im zehnten Jahrhundert bis heute der deutsche Länderkomplex das Opfer französischer Raubpolitik war.

Amerikaner und Engländer, die Deutschland betreten, versäumen nicht, das Heidelberger Schloß zu besichtigen. Aber erkennen sie auch im Anblick der Verwüstung den wahren Geist ihres französischen Bundesgenossen, den ihr Landsmann Carlyle so gut gekennzeichnet hat: „Keine Nation hat je einen so schlimmen Nachbar gehabt, wie Deutschland ihn in den letzten 400 Jahren an Frankreich gehabt hat; schlimm auf jegliche Art: Fress, räuberisch, unerfährlich, unversöhn-

Der französische Unschuldgesang vom angegriffenen Frankreich und seiner ewigen Bedrohung durch die bösen Deutschen, dem die Welt unter dem atmosphärischen Druck angelächlicher Propaganda nicht so hingegenüber zu lauschen wußte, hat im Versailler Diktat seinen Zweck erfüllt. Aber nach einem geschichtlichen Geschehe, das von keiner Propaganda außer Kraft gesetzt werden kann, hat noch jede Niederlage Deutschlands zu einer Niederlage Europas geführt. Und eine tausendjährige Geschichte offenbart, was noch jede französische Hegemonie über Mitteleuropa für den Frieden Gesamt Europas bedeutet hat. Den Ablauf dieser tausend Jahre hat jetzt Professor Dr. M. Biegel in zehn Karten dargestellt („Frankreichs Länderraub seit tausend Jahren“, Verlag des Deutschen Schulbundes). Ein köstliches, wissenschaftliches Werk, das die gegebenen Tatsachen der Geschichte in die europäische Staatenkarte einzeichnet. Aber das nächste Schicksal dieser geographischen Aufzeichnungen zerreißt endgültig das französische Lügengewebe von der deutschen Bedrohung des friedlichen Frankreichs.

Von Karte zu Karte vergrößert sich der dunkle Raum zwischen ihm und den es östlich begrenzenden Ländern: planmäßig schiebt sich das friedliche Frankreich seit 925 nach Osten gegen Europa vor, immer von Neuem rein germanisches Land sich einverleibend, bis Mikhelien das Streben nach der Rheingrenze zum ersten Male erfüllt. Schaut in die Karten: der dreißigjährige Krieg, Ludwig XIV., die französische Revolution, Napoleon — immer ist Deutschland und Europa, das von ihm nicht zu trennen ist, der Sammelpfad der französischen Soldateska. Wirklichkeit ist stärker als Propaganda. Auch der Redner Poincaré muß gegenüber diesem Tatsachenmaterial versagen, das klar und eindeutig beweist, wie seit der Teilung des frankisch-karolingischen Reiches im zehnten Jahrhundert bis heute der deutsche Länderkomplex das Opfer französischer Raubpolitik war.

Eine Nachforderung

von zwanzigtausend Mark müssen wir an unsere Bezahler infolge des Anstiehs aller unserer Unkosten richten. Es ist uns nicht möglich, für den Monat August einen Bezugspreis beizubehalten, der bereits bis zum 3. Juli der Post hatte aufgegeben werden müssen und heute nicht mehr den Einzelpreis der Folge erreicht. Eine Erhebung des Betrages durch die Post findet nicht statt. Wir bitten unsere Bezahler vielmehr um möglichst umgehende Einzahlung der 20 000 Mark auf unser Postkonto Berlin 86075 Ring-Verlag.

Ring-Verlag G. m. b. H., Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 171.

lich und immer angriffsflüchtig." Vom schlimmen Nachbarn und seinen Taten berichtet, ebenfalls vom Deutschen Schutzbunde herausgegeben, das Büchlein "Französische Mordbrenner am deutschen Rhein". Vergangene? Was sich damals am deutschen Rhein begab, als die Heere Ludwigs XIV. den Frieden der Pfalz zerstörten, ihre blühenden Städte verbrannten und ihre Frauen skändeten, ist's nicht ebenso der Ausdruck französischer Wesenheit wie das, was sich heute an Rhein, Ruhr und Saar abspielt? Das Buch gibt historische Dokumente: Schilderungen der Zeitgenossen und Bilder aus der Zeit.

Aus der Fülle der Geschehnisse sei hier eines wiedergegeben: der Bericht des französischen Schriftstellers Charles de Villers, der im Jahre 1807 Zeuge der Plünderung Lüßens durch die Soldaten Napoleons I. war: "Nicht die, keine Hügel mehr erkennende Höhe! Gib mir deinen Mantel, Deine Uhr, Deine Hemden! gib mir Dein Weib! ... All Dein Weib her oder Du stirbst!" war die gewöhnliche Formel durch die die Brust halten einer Plünderer, einer Säbelhiebe, eines Pistolenlaufs unterliegt! Was man die langjährige sind erkrankt worden, weil sie nicht schnell genug gehorchten: Männer, erwürdigt durch ihr Alter, Diener der Religion, sind geschlagen worden, haben Schreien bekommen, man hat sie mit Füßen getreten, verurteilt, mit Stricken um den Hals fortgeschleppt, aufgehängt! Bei einem reichen Weinhändler glaubten sie an seinen Weiden einen Gürtel mit Gold angefüllt zu fühlen, es war ein Bruchband. Ueber den Mißgriff erbittert, stößt einer dem Greise den Säbel ins Eingeweide: er stürzt vor den Augen der Zeugnigen tot nieder usw. "Vergangenheit? Schaut in den Spiegel der Historie! Er zeigt euch das Gesicht des edlen Frankreich, wie es in Wirklichkeit ist!"

Die Geschichte macht Umwege. Aber sie läßt ihrer nicht spotten. Und ein Volk, das das Leid der Vergangenheit trug und meisterte, trägt auch das Leid der Gegenwart und harret der Stunde, wo die Ketten zerbrechen.

Werner Wirths.

Kritik der Presse.

Bürgerliche Blätter haben sich darüber lustig gemacht, daß die kommunistischen Kinder zu Tagungen zusammenkommen und auf ihnen die Unvollständigen das große Wort führen. Sollte man die Tatsache, anstatt sie leicht zu nehmen, nicht richtiger sehr ernst nehmen? In bürgerlichen Blättern pflegt doch sonst immer gesagt zu werden, daß, wer die Jugend hat, die Zukunft hat. Gilt dies nur von der eigenen Partei? In der "Jungen Garde" konnte man einen Bericht lesen, der von dem "Aufmarsch unserer jüngsten Garde" handelte und die "weite Reichskonferenz der kommunistischen Kindergruppen" besprach, die unlängst in Gotha stattgefunden hat. Es ist gewiß nicht ohne Humor, wenn es da geheißen hat: "Wir wollen mehr über wirtschaftliche und politische Fragen lernen, besonders über Sinn und Doucheur." Erster ist schon, und freilich auch um so billiger, darüber Witze zu machen, daß die Kinder einen Demonstrationsschritt bildeten, an der Polizeiwache mit dem Ruf "Nieder mit dem Faschismus!" vorbeizogen und dabei, wie es in dem Bericht der "Jungen Garde" heißt, "ihre kleinen Häuse ballten". Hier haben wir in einer kleinen und, wie wir meinen, nicht komischen sondern tragischen Szene ein Symbol für Deutschland: ein Gleichnis unseres Volkes, in einem Augenblicke, da seine Menschen sich anschicken, im Bürgerkrieg gegeneinander zu rasen, während der Feind in seinem Lande mit Tanks, Maschinengewehren und schwarzen Regimentern steht und seine Entschlossenheit zu seiner Verflüchtigung nutzt! In diesem selben Augenblicke ruft eine Partei zum Klassenkampf auf und läßt seine Jugend "ihre Häuse ballen" gegen diejenigen Deutschen, die den Freiheitskampf wollen. Das hat mit Badaquait gar nichts zu tun — aber um so mehr mit Politik. Badaquait ist gewiß ohne Sinn und sogar von einiger Überbierheit, wenn Kinder zusammenkommen, um darüber zu beraten, was die Lehrer sie lehren sollen. Nur soll man sich nicht darüber wundern. Nachdem die konsequente Schulreform erst das Bürgertum verwirrt hat, ist es nur konsequent, wenn sie nun auch in die proletarischen Kreise eindringt und hier die "Arbeiterkinder zu rebellieren beginnt". Die Jugend des Bürgerturns hat inzwischen den ausläuterischen Bildungsunflug aus eigener Kraft überwunden. Diese Jugend ist jetzt gegen jeden Liberalismus gefeilt. Und der erzieherische Licht sie schon gar nicht mehr an. Wir müssen auch zu der proletarischen Jugend das Vertrauen haben, daß sie aus eigener Kraft zu den großen konservativen Bildungsgelehrten hinführen wird, bei deren Gefährnis ein jedes Nachdenken über die Dinge am Ende anlangt. Die proletarische Jugend hat es schwerer, als die bürgerliche Jugend, weil ihr nicht, wie dieser, die große konervative Weltüberlieferung im Blute liegt, an der die eigenen Väter einst mitgearbeitet haben. Aber sie hat

es auch wieder leichter, weil sie nicht intellektuell verblüdet ist, wie die bürgerliche Jugend dies vor dem Krieg und während des letzten Menschenalters gewesen ist. Das Proletariat ist nämlich wirklich von Poene an. Wir sehen nicht die geringste Gefahr darin, wenn Arbeiterkinder, wie dies in Gotha geschah, die Forderung stellen: "wir verlangen, daß dem Geschichtsunterricht, der in der Schule gelehrt wird, mehr Bedeutung zugewiesen wird". Im Gegenteil, das Proletariat ist viel leichter, als die bürgerliche Jugend, wie es gewöhnlich nur lassen kann. Durch die Beschäftigung mit diesen Dingen wird es nur dahinter kommen, daß die geschichtliche Welt noch eine andere Seite hat, eine ganz große, ja unachtere Seite, die von der marxistischen Geschichtswissenschaft, die man ihm beibringen möchte, nicht erfaßt wird. Und am Ende kann diese Beschäftigung nur dem Kommunismus selber gefährlich werden. Das ist ein vadaquaiter Humour, gewiß. Aber mit Badaquait allein kommt man heute den jungen Menschen nicht mehr bei. Die junge Generation wird vom Erlebnis, von der Wirklichkeit, von der eigenen Erfahrung erzogen. Das Erlebnis erzogt am nachhaltigsten. Auch als Tomassale heftet sie am liebsten. Sie erzieht, worauf es heute ankommt, auch in diesem Maße politisch. Aber sie erzieht unwillkürlich, erzieht unangenehm zur Nation. In der "Jungen Garde" lesen wir: "Gleich zu Anfang beschloß der Vorsitzende in einer kurzen, aber feurigen Rede gegen die französischen Gemaltäter, die unsere jungen Genossen, die aus dem Ruhrgebiet nach Gotha eilen wollten, an der Grenze festhalten." Wir erwarten mit Interesse, daß die proletarischen Jungen in der "Jungen Garde" über Frankreich, über Deutschland, über die Tatsache, daß es in unserem Lande heute fremde "Gewalttäter" und über hindurch eine "Grenze" abt ihre Gedanken machen. Wir sind unbestimmt, daß der Tag kommen wird, an dem diese proletarischen Jungen die doch wahrhaftig auch deutsche Jugend sind, von dem Gedanken zum Erlebnis, und von dem Erlebnis zum Tag übergehen werden. Wir hoffen nur nicht, es dieser Tag nicht für Deutschland zu spät kommen wird.

In der "Neuen Rundschau" hat jetzt Heinrich Mann in einem bitteren Aufsatz die europäische Situation zum Programm der Intellektuellen erhoben und als den Bringer des Friedens auf Erden ein "Netz über den Meichen" verurteilt. Als Tracht unläufig, um die Weltrevolution weiterzuführen, seinen Zweiggedanken der "Vereinigten Staaten Europas" auswickelte, da meinte er: "Natürlich, wenn wir die Parole als ein selbständiges Programm, als ein Universalmittel der Friedenshoffnung und des Wiederaufbaus herausheben würden, dann würden wir unaufrichtig zum Demokratismus des Wilsonismus, d. h. zum Nationalismus und noch tiefer hinabstufen." Nun Nationalismus: das ist unter literarischen Brüdern — Heinrich Mann. Trost, der Malabier, der sich einen Staat und ein Meer erobert, dürfte von sich sagen: "wir leben im Jahre 1923 und wir haben gelernt." Heinrich Mann, der 1918 die politische Politik erford, hat in der Zwischenzeit, in der er so furchtbar miderlegt wurde, nichts gelernt. Er hat nur diese Sicherheit des dilettantischen Messers verloren, der die politische Welt bereits nach seinem Nationalismus einzuordnen sich vermaß. Und seine Enttäuschung ist gedämpft geworden, mit einem knirschenden Unterton, aus dem es an Stellen wie Schwärzerei ansteigt, die dann nur zu gewaltig klagen, um glaubhaft zu sein. Erschütterung, die den Menschen ändert, indem sie ihn umwirft, wird nicht spärbar, nur verheißte Enttäuschung, die nach eigensinnigen Ausflüchten sucht. Und die Grundinstellung ist dieselbe geblieben. Wir wollen Heinrich Mann nicht anrechnen, daß er eine Auffassung von Nationalismus vorträgt, die noch nicht einmal empirisch richtig ist. Er hat niemals Nationalismus erlebt. Er versteht in-fach-sen auch von Nationalismus nichts. Aber er schreibt über ihn. Er nimmt jetzt sogar eine "natürliche Vaterlands-Liebe" für sich in Anspruch. Er entwickelt sie ästhetisch aus der Beziehung zur Sprache und zur Landschaft. Aber nicht ein Wort zeigt von seiner Beziehung zu den Menschen, zu seinem Volke als Nation. Kein Wort bezeugt, daß er sich mit dem Schicksal dieser Nation innewandert und für sie verantwortlich fühlt. In einer Stelle freilich streift er, ohne zu ahnen, die nationalitische Gefühlswelt, wenn er von "unserem Lande" spricht, und davon, daß wir öfter Gelegenheit haben, uns dieses Landes zu schämen, als stolz auf das Land zu sein. Eben dies ist nationalitisch: das Bewußtsein nicht ertragen können, einem beleidigten und mißhandelten Volke anzugehören! Er greift für sein Land haben, es geachtet erhalten wollen! und unversehrt! Aber eilend biegt Heinrich Mann ab, macht eine moralische Geste und stellt sich im übrigen Nationalismus so vor, stellt ihn so dar: "Geraufe und Geschrei um immer die-

selben paar Grenzstreifen, nationale Lebensarten, die im Grunde ein paar Grubenkäse meinen", usw. So daß doch den ganzen Streifen zusammen, diese "paar Grenzstreifen" an Ruhr, am Rhein und an der Saar, das Deutsche Tirol, das deutsche Schlesien, Danzig, Süpreußen und Schlesien dazu, packt ihn zusammen, weist ihn unter die Nachbarn aus und alsbald wird Friede auf Erden und Einheit in Europa sein! Nicht eine Ahnung hat dieser Heinrich Mann, daß Menschen an Körper und Seele zu leiden haben, wenn sie unter eine Fremdherrschaft kommen. Wir wollen mit ihm auch nicht darüber rechten, daß er den Augenblick für besonders geeignet hält, um sich ausgedehnt an die Franzosen zu wenden, daß er als Frankophile sich sein Europa aufbaut, und sich auch hier noch Nationen macht. Es ist derselbe Augenblick, in dem zwischen Ruhr und Rhein die Nationalisten in Geister von Deutschen tanzen. Heinrich Mann sagt an einer Stelle: "Der Mensch ist geistlich zu empfinden." Heinrich Mann scheint geistlich nicht zu empfinden. Aber er sagt an derselben Stelle: "wer auch denkt, bleibt Ausnahme". Heinrich Mann glaubt zu denken. Und hier müssen wir ihn wohl auf eine Seite — nun, sagen wir: in seiner Selbstkenntnis unmerklich machen. Er hält noch immer Schlagsprüche für Weltgedanken, sucht noch einmal, wenn schon nicht seine Ideologie, dann doch sein Ideozentrum zu reaktifizieren, und läßt es in vielen neuen Europagedanken zusammen, der ein Rettungsgedanke für Europa sein soll, während er nur ein Verlegenheitsgedanke für Heinrich Mann ist. Der Literat muß immer etwas zu meinen haben. Ein geliebter Ruf ist für ihn beweisener Geist. Heinrich Mann fragt: "wie wollen geistlich Lebende herrschen?" Heinrich Mann antwortet: "natürlich, durch Vergeistigung". Heinrich Mann soll sich nicht lächerlich machen. Er darf unbestimmt sein: er würde gar keine "Spier des Antifaschismus" bringen, die er jetzt sogar der Kirche darzubringen sich bereit erklärt, wenn sie noch ein Mal zur europäischen Einigung führen sollte. Man kann nur darüber sagen, was man besitzt. Auch dieser Kirchengedanke ist nur ein Verlegenheitsgedanke, ein verpöterter und nachholter Bildungsgedanke, auf den Aufklärer, auf den Gott wie Sakri-Simon noch immer reifen, wenn sie mit ihrer Aufklärung am Ende waren. Wenn die Leute oft werden, dann erkennen sie, daß die Kirche, über die sie bis dahin in ihrem Hochmut der Vernunft so erhoben zu sein glaubten, zum mindesten eine "unmittelbare Macht über jeden Europäer", wie Mann sagt, bedeutet hatte und daß dies immerhin eine ungeheure Geistesleistung gewesen war. Über den Erbschaftsgedanken der Kirche bleiben sie auch jetzt noch fern. Die Religion und das Ministerium bleiben unbegriffen von ihnen. Und schließlich verlassen sich diese verdächtigen Kirchhänger doch wieder lieber auf ihre weltliche Vernunft. Die Intellektuellen wollen also ihre eigene Kirche haben. Wir werden, sagt Mann, "anfangs nicht viel vermögen". "Unter", sagt er, "sind weder Armeen noch Presse noch Geld". Aber, sagt Mann, "unter ist dafür der Glaube, das Wort, und der Name". Welcher Glaube? Der Glaube an die Zukunft? Aber wir verspüren nur einen Glauben, der ein verzeirter Erfolg für die Enttäuschung von 1918 ist, einen Glauben, der auf einem neuen Selbstbetrug hinausläuft. Und das Wort? Welches Wort? Mit dem "Bewusstseins" war es nichts, und mit dem "Gerechten" war es erst recht nichts. So ist denn Mann bei einem "Guten" geendet, von dem er matt und sehr allgemein und ganz ohne Durchdrungenheit spricht. Wir können auch mit einem "Guten" nichts anfangen, das nur auf dem Papier steht. Wir wollen vielmehr seinen Märtyrer sehen, und wenn er ein Literat wäre. Und der Name? Welcher Name? Heinrich Manns Name? Dann müssen wir ihm eine letzte Selbsttäuschung nehmen. Heinrich Mann schreibt am Anfang seines Aufsatzes von dem "glücklichen Augenblick", den der europäische Geist um 1890 gehabt habe. Er nennt Paris, Wien, Tokio, die drei Größen einer ehemals modernen Literatur, von denen er nicht zu wissen scheint, wie weit sich von ihnen das Gefühl von 1923 inmalig entfernt hat — so weit, daß es nur noch die mit den Dreien verbundene Banalität wittert. Für Heinrich Mann, der ganz ein Mann des vorigen Jahrhunderts ist, sind die Intellektuelle geblieben. Er selbst ist ihr Nachgeborener, er ist nicht mehr, und dies ist nicht viel. Er ist rückwärtsgerichtet, zu einer literarischen Geistesverfassung hin, von der wir nachherade genug haben. Damals entstanden in Deutschland nur kleine Aufwärtstendenzen einer fremden und jenachdem westlichen, östlichen oder nordischen Literatur. Aber der Unrat, den diese deutsche Literatur anhäufte, hatte die Wichtigkeit nicht, um in der Welt gesehen zu werden, war Bergängen an deutscher Selbstbestimmung, ein kleiner Gegenstand und eine kleinliche Kunst, die in der ihr eigenen Sprache schwamm und mit ihr bald wieder weggeschwemmt wurde. Kein Deutscher erstand, der über die Höhe hinaus der Welt die besondere Problematologie eines Deutschen Volkes zeigte, das schwerste Probleme, Lebensprobleme und andere, die den übrigen Völkern unbekannt waren, durch dieses Zeitalter trug und das sie, da sie in der Tiefe geistig ungerichtet blieben, zu ihrer politischen Lösung oder Nichtlösung nunmehr den oberflächlichen Willkürmännern überlassen mußte. Die Folge ist heute, daß uns aus dieser Generation kein Deutscher von Welttrag lebt, der für Deutschland zu zeugen vermöchte — und keiner auch, der, wenn er sich zu Europa bekennt, von Europa gehört wird.

Juni-Club Berlin.

Dienstag, den 14. August, abends 8 1/2 Uhr.

Informationsabend.

Als Ausweis gelten: Mitgliedskarten des Juni-Clubs, der Gesellschaft der Freunde des Bewusstseins, Gastkarten. — Anhande vor Beginn des Abends.

Im Verlag des Deutschen Schutzbundes erschien:

Frankreichs Länderraub seit tausend Jahren.

In zehn Karten dargestellt von Professor Dr. B. Vogel.

Grundpreis M. 0,50; geb. M. 0,75.

Der Grundpreis ist maßzunehmen mit der Schlüsselzahl des Buchhandels, gegenwärtig 120000. Versand durch den Ring-Verlag gegen Vorüberweisung des entsprechenden Betrages von M. 60000 bzw. von M. 20000, zuzüglich M. 100,- für Versandkosten, auf das Postcheck-Konto Berlin 86076 Ring-Verlag.

SCHLAGETIER

Eine Auseinandersetzung

Karl Radek / P. Frölich
Graf Ernst Reventlow
Möller van den Bruck

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt durch

Vereinigung Internationaler Verlags-Anstalten G. m. b. H.
Berlin SW61 Planuter 17

Im Verlag des Deutschen Schutzbundes erschien:

Französische Mordbrenner am deutschen Rhein.

Grundpreis M. 0,40.

Der Grundpreis ist maßzunehmen mit der jeweiligen Schlüsselzahl des Buchhandels, gegenwärtig 120000. Versand durch den Ring-Verlag gegen Vorüberweisung des entsprechenden Betrages von M. 48000, zuzüglich M. 100,- für Versandkosten, auf das Postcheck-Konto Berlin 86072 Ring-Verlag.

Verlag u. Schriftleitung: Ring-Verlag G. m. b. H., Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 171, 1151and 3924. Für den Inhalt verantwortlich: Hanns F. Grosh, Berlin. Druck: Karl Michaelis, Jossen-Berlin. Das "Wemken" erscheint wöchentlich, Sonnabends, mit Tagungsabe vom nächsten Montaa. — Unverlangt eingehende Manuskripte werden nur zurückgeliefert, wenn es inländische Adressen beigefügt ist.

Bezug: Durch die Post für Monat August M. 5000, unter Ueberweisung weiterer M. 20000 auf das Postcheckkonto Berlin 86076 Ring-Verlag. Für Streifenabsendungen tritt hierzu ein Zuschlag von 2000 M. Einzelausgabe: M. 0,10 mal Schlüsselzahl des Buchhandels.

Anzeigen: Die 6 gespaltene Kompartimentszeile M. 0 15; die 8 gespaltene Kompartimentszeile M. 0,40, beide Preise maßzunehmen mit der Schlüsselzahl des Buchhandels.